

# Die deutsche Seite des Kevin Kelly

*HF-Migrations-Geschichte(n): Wie ein englischer Soldat zu einem überzeugten Herforder wurde*

VON MONIKA GUIST

**K**evin Kelly ist ein echter Brite, der die königliche Familie schätzt, einen Schottenrock besitzt, Weihnachten eine gefüllte Riesenpute mit Yorkshire-Pudding verspeist, in England Pferdewetten abschließt und seinen Fussballverein „The Quakers“ unterstützt.

Das ist aber nur ein Teil von ihm. „Ich bin gar kein echter Engländer. Wir haben so viele Mischungen in unserer Familie, dass ich auch schottisch, irisch, amerikanisch bin“, sagt der 64-Jährige, der als britischer Soldat nach Herford kam und heute überzeugter Herforder ist.

Mit Inbrunst singt er als einziger Engländer im Shantychor „Kliffkieker“ und organisiert zusammen mit seiner Frau den deutsch-englischen Kreis. „Das ist die Gelegenheit, Deutsche und Briten zusammenzubringen. Wir haben leider im Moment viel mehr Deutsche als Engländer, weil die Soldaten meistens nur zwei Jahre hier stationiert sind. Es ist schön, ihnen zu



**Very british:** Kevin und Beate Kelly pflegen leidenschaftlich gerne den Garten ihres Siedlungshauses auf dem Stiftberg.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

## IN DIESER AUSGABE

Als Fotoreporterin 1948  
in Herford unterwegs

SEITE 02

Teufel, Tod und  
Glücksspielsucht

SEITE 03

Kettcars für die  
Jugendverkehrsschule

SEITE 04

Glückliche Kindheit  
in der Stadt an der Aa

SEITE 05

Sieh mal da, ein  
Rotkopfwürger

SEITE 06

Kopka lässt auch im  
Knast produzieren

SEITE 08

zeigen, was Herford kulturell anzubieten hat.“ Kevin Kelly hat Herford für sich entdeckt, als er 1968 als britischer Fernmelder zum ersten Mal nach Deutschland kam und Anfang 1972 in Herford in den „Hammersmith- und Wendworth-Baracks“ an der Vlothoer Straße in Herford stationiert wurde. „Ich war beeindruckt, wie sauber es hier ist und wie freundlich die Leute sind. Sie haben nach dem Krieg schnell akzeptiert, dass das Leben weitergehen muss. Lediglich die älteren Leute haben uns noch als Besatzungsmacht gesehen“, erzählt er.

Kevin Kelly fühlt sich von Anfang an nicht so eng an das britische Kasernenleben gebunden wie die meisten seiner Kollegen. „Ich bin immer ein Außenseiter gewesen. Ich habe schon immer um die Ecke geguckt. Die Kasernen sind wie eine kleine englische Stadt. Und viele wollen das so haben. Ich wollte lieber die deutsche Seite sehen. Ich möchte nicht jeden Tag Fish'n'Chips essen. Ich will lieber einen Tag Eisbein, den anderen Sauerbraten essen.“

Daran ist seine Frau nicht unbeteiligt. Kevin Kelly verliebte

sich in „eine hübsche, kluge, fleißige und treue Herforderin, mit der ich heute noch viel Spaß habe. Wir haben 1975 geheiratet und dann war klar, dass ich hier bleibe“ zwinkert er seiner Frau Beate zu, mit der er vier erwachsene Töchter hat.

Nach Beenden seiner Militärzeit eröffnet er 1982 zusammen mit Beate ein Geschäft für Angel- und Reitbedarf. „Es war eine schöne Zeit“, resümiert er, die

ihn mit dem Hobby seiner Kindheit wieder verbunden hat.

Der kleine Kevin verließ heimlich den Schulweg, stromerte durch die Landschaft seiner Geburtsstadt Darlington in Nordost-England und angelte stundenlang am Fluss.

„Aber 1997 habe ich gemerkt, das ist unser Brot, aber ein bisschen Butter drauf wäre gut. Wir haben uns bei unseren Kunden bedankt und einfach zuge-

macht.“ Heute arbeiten beide als Zivilangestellte für die britischen Streitkräfte am Standort Herford.

Regelmäßig besuchen sie ihre älteste Tochter, die mit ihrer Familie in England lebt. „England ist schön als Urlaubsland. Ich freue mich immer auf die gemütliche Atmosphäre in englischen Pubs, Fish'n'Chips und die herrliche, grüne Landschaft.

Dort zu wohnen und leben könnte ich mir allerdings nicht mehr vorstellen. Ich passe dort nicht mehr hinein. Das Land und die Menschen haben sich sehr verändert. Das Gefälle zwischen Stadt und Land, Arm und Reich ist sehr groß.“

Es erinnert den Sohn einer elfköpfigen Familie heute noch an das schwierige Leben seiner Kindheit und Jugendjahre in den 1960ern. Damals, als der Soldatenberuf für den siebzehnjährigen Kevin Kelly die einzige Chance war, „die Welt zu sehen, dreimal täglich zu essen, aber auch sein Leben zu riskieren“.

In Herford ist für den ehemaligen Soldaten Ruhe, Frieden und Sicherheit eingekehrt. Und diese Zufriedenheit lacht den beiden Kellys aus dem Gesicht.



**Stationiert auf dem Stiftberg:** Kevin Kelly 1978 als Soldat.



**Standesamt Herford:** Beate und Kevin Kelly heirateten 1975.



**Herford Helau:** Der erste Karnevalsumzug nach dem Krieg führt vom Gänsemarkt (hinten) Richtung Innenstadt (rechts die Kirchgasse).



**Abstecher nach Enger:** Dies ist der Festumzug zur 1.000-Jahr-Feier der Wittekindstadt 1948.



**Bombenschäden:** Mittelschule Uhlandstraße.



**Alle sind da:** Badeanstalt in der Werre am Bergertor.



**Die erste Modenschau:** Vermutlich in der Loge am Faulen Steg ist dieses Foto entstanden.

FOTOS:KAH

# Nach dem Krieg

Aus dem Fotonachlass einer Herforder Lokalreporterin

VON CHRISTOPH LAUE

1946: Noch sind die Spuren des Krieges nicht verheilt. Für eine 20-jährige Herforderin eröffnet sich eine neue Chance. Der Redakteur liest zufällig einen privaten Text von ihr und setzt sie sofort als Lokalreporterin bei der „Freien Presse“ – Vorläuferin der „Neuen Westfälischen“ – ein. Die Redaktion befindet sich damals in einer Wohnung im Kaufhaus Köhler.

Die junge Frau sieht die Kriegstrümmer, beschreibt den beginnenden Wiederaufbau von Schulen, Geschäften, Krankenhäusern und Brücken nach der verheerenden Flut 1946. Sie berichtet über Musikveranstaltungen, die ersten Theateraufführungen im Logensaal, den ersten Karnevalsumzug in Herford, Miss-Wahlen und Ausstellungen. Mit Landrat Griese besucht sie das Flüchtlingslager Elverdisen. Sie wird Augenzeugin, als eine junge Artistin der Traber-Truppe vom Seil auf die Steine des Rathausplatzes stürzt.

Im Sitzungssaal des Rathauses etablierte sich das englische Appellationsgericht. Urteile, die gefällt waren, konnten hier bestätigt oder verworfen werden. Da es sich auch um Prozesse zu den KZ-Verbrechen – sogar mit Todesurteilen – handelte, waren die Entscheidungen für die gesamte Bundesrepublik von Interesse. Die junge Reporterin berichtet daher für die lokale und überregionale Presse, manchmal auch im Bild. Aus ihrem Nachlass stammen die Bilder auf dieser Seite. Ihr Name soll aber nach ihrem und dem Willen der Angehörigen nicht mehr in der Zeitung stehen.



**Wunden des Krieges am Alten Markt:** Am Haus Zethadeem (r.) fehlen Dach und Scheiben, britische Militärfahrzeuge prägen das Bild.



**Menschenauflauf:** Die Besatzungsmacht hält Gericht im Rathaus.



**Neuer Brückenschlag:** Die Hansabrücke war im Krieg zerstört.

# Der Fluch des Spielers Lückepott

Die historia einer Herforder Teufelerscheinung von 1590 in einem Lehrdialog des Münsterpredigers

VON MICHAEL BALDZUHN

**D**rei Tote, eine missgestaltete Totgeburt und ein nachhaltig verstörtes zweijähriges Waisenkind: so lautet die Bilanz eines Unfalls in Herford im Januar 1590. Auf eine Rauchvergiftung führt der Lokalhistoriker Carl Ludewig Storch 150 Jahre später die Todesfälle zurück. Doch 1590 sah man den Leibhaftigen persönlich am Werk.

So jedenfalls hat der Prediger am Münster, Johannes Waterham, das „grewliche“ Ereignis dargestellt. Er veröffentlicht seine Version noch im selben Jahr im benachbarten Lemgo, wo man schon seit den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts eine Druckerei betrieb, in einem kleinen Büchlein von 16 Blättern.

Die Absicht steht auf dem Titelblatt: Der Herforder Vorfall möge allen frommen Christen zur Warnung dienen. Denn der Teufel fährt seine Ernte nicht zufällig ein. Der Lebenswandel der Heimgesuchten hatte ihm Tür und Tor bereits weit geöffnet.

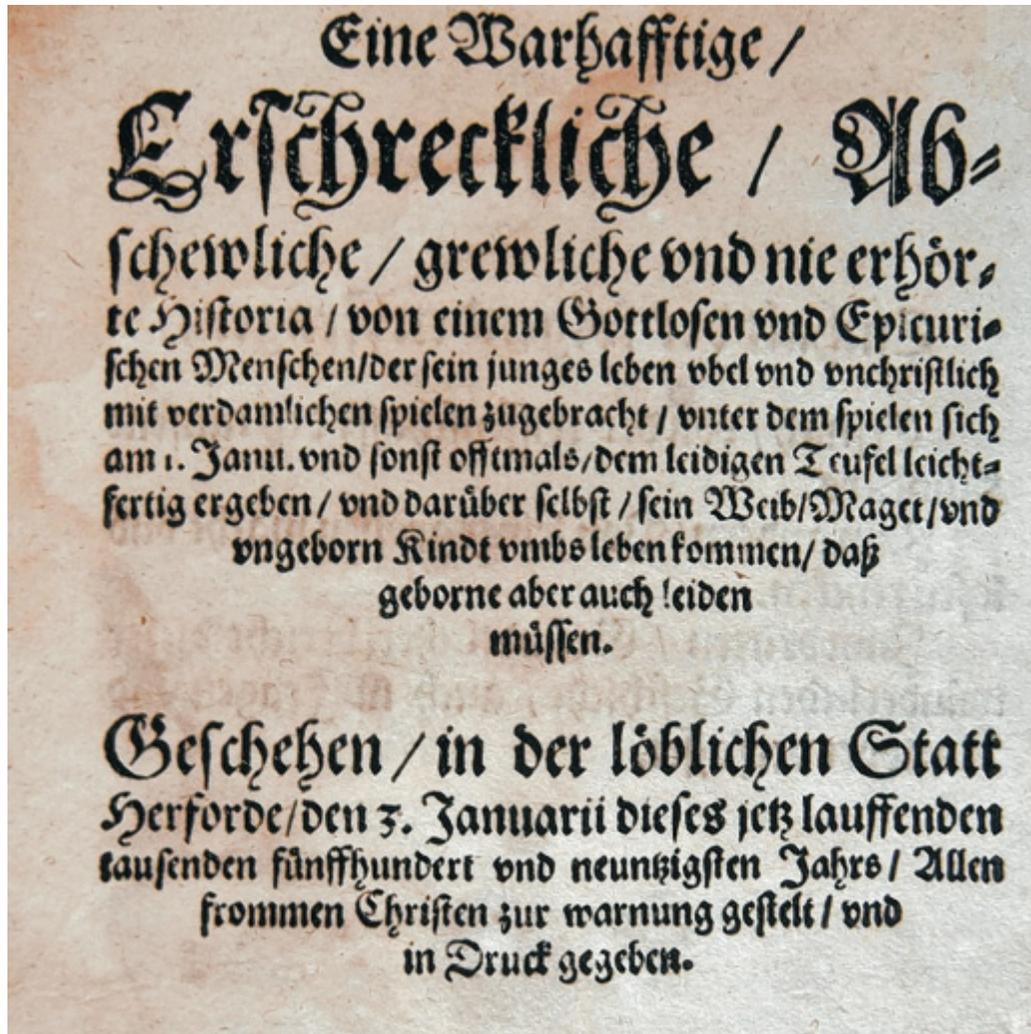
Die Hauptrolle in der Horrorstory spielt ein Mann, der das Fluchen so sehr wie das Glücksspiel liebte und unter dem Spitznamen „Lückepott“, Glückstopf, stadtbekannt war. Am 1. Januar saß er wieder einmal im Ratskeller und versuchte sein Glück, diesmal mit zwei Kompagnons aus Bünde und Enger.

Der Bänder verlor und versetzte Lückepott gar seinen Mantel, um sowohl seine Spielschuld zu begleichen als auch vom Herforder neues Geld zu erhalten.

Man spielt die Nacht durch und nach kurzer Nachtruhe in Lückepotts Haus, nun ohne den Engeraner, am nächsten Tag gleich weiter. Bier fließt reichlich, hier und da wird ein Nickerchen eingelegt, es fällt manches deftige Wort. Als der aus Bünde schließlich seinen Mantel erneut ins Spiel bringen möchte, bricht Streit los, denn Lückepott sperrt sich, und erst ein hinzukommender Bielefelder vermag zu schlichten, indem er dem aus Bünde Geld zuschießt.

Im Detail hat der Prediger die Streitsache etwas undurchsichtig dargestellt - zum Schluss jedenfalls zieht der aus Bünde von dannen, Lückepott heftig verfluchend, aber ohne sein Kleidungsstück, das er erst am folgenden Tag, 3. Januar, auslösen kann.

Nach dem Fluch häufen sich die Merkwürdigkeiten. Die Mutter des Engeraners hatte dem aus Bünde Kleidung nach Herford bringen müssen und dann in Lückepotts Haus, der gebürtig aus



**Der Münsterpfarrer als Geschichtenerzähler:** Eine „Wahrhaftige, erschreckliche, abschewliche, grewliche und nie erhörte Historia“ aus der löblichen Stadt Herford wird in einer 1590 in Lemgo gedruckten Broschüre erzählt, deren Titelblatt hier abgebildet ist.

Enger war, übernachtet. Dort erwacht sie am 3. Januar als Wahnsinnige. Sie schreit, wütet im Haus, zerkratzt die Wände, will auf den Alten Markt stürzen und dort alles umpflügen, erbricht sich - und hat kurz darauf alles vergessen und kann sich ihren Lebtage an rein nichts mehr davon erinnern.

Die darauf folgende Nacht wollen Lückepott und Frau und Kind in diesem Zimmer aus Furcht nicht verbringen: Sie ziehen mitsamt Magd und Bettzeug in die Wohnstube um.

Dort aber fallen sie alle in tiefe Ohnmacht, bis in den 4. Januar abends hinein, als besorgte Nachbarn die Tür aufbrechen.

Lückepott selbst verstirbt wenig später. Seine Frau kommt noch einmal zu Bewusstsein und kann von einem „schwartz Ding mit langen weissen Federn“ berichten, das Mann und Magd überfallen und misshandelt habe und „schließlich alle grewlich angeblasen, also das sie

alle sinloß oder vnsinnlich liegen bleiben.“ Wenige Tage später verstirbt auch sie.

Auch die Magd erwacht. Sie hat zwar selbst nichts gesehen, schenkt aber der Erzählung ihrer Herrin Glauben. Und wie sich herausstellt, war sie schwanger, denn sie bringt wenig später eine Totgeburt zur Welt.

Bezeichnenderweise ist dem Kind ein Bein entzwey gewesen: Nach verbreiteter medizinischer Lehre brachte das Erschrecken schwangerer Frauen missgestaltete Kinder hervor. Schließlich

verstirbt auch die junge Mutter. Allein Lückepotts zweijähriges Töchterchen überlebt, kommt jedoch nie recht zu Verstand.

So weit Waterhams Geschichte. Er setzt mit dieser Warnfabel massiv auf affektive Abschreckung vor sündhaftem Lebenswandel, zugleich aber auch auf intellektuelle Belehrung. Der ganze Bericht ist nämlich einer Personifikation in den Mund gelegt, der „Frau Erklä-

rung“, die im Text den griechischen Namen Lysis trägt.

Die Dame führt ein ausladendes Lehrgespräch mit einem Gegenüber, mit Aporia, mit „Frau Zweifel“ also, und erst nachdem dieser von Lysis bereits viele Fragen über den Teufel unter Heranziehung zahlreicher Bibelstellen beantwortet wurden, präsentiert schließlich Lysis als nachdrücklichen Beweis für die Realität der teuflischen Gefahren die historia Lückepotts.

Die griechischen Namen ver-raten, dass Waterham sein Werk

keit an seiner Seite wissen. Konkret steuerte der Pastor Johannes Boticherus aus der Neustadt 32 lateinische Verse zu dem Lemgoer Druck bei. Und dem Kollegen an der Münsterkirche, Hermann Bade, werden die allerersten Seiten des Drucks für eine Widmung eingeräumt.

Von der Forschung wurde das Werk bisher kaum beachtet. Dabei zeigt es doch, wie man in der Reichsstadt an übergreifenden literarischen und kulturellen Entwicklungen teilhat und diese vor Ort sich spiegeln und brechen.

Das überaus erfolgreiche sogenannte Volksbuch mit der Historia von Dr. Johann Fausten, dem Teufelsbündner, war ja gerade einmal drei Jahre zuvor erschienen. Überhaupt brachte diese Zeit eine wahre Flut von protestantischen Teufelsbüchern hervor, die vor allen Arten von Lastern mit Hilfe von speziellen Teufeln - Spielteufel, Fluchteufel, Neidteufel, Mordteufel, Geizteufel, Fraßteufel - warnen.

Waterham war kein professioneller Dichter. Nur eine Leichenpredigt von 1604 auf die Äbtissin Magdalena zur Lippe ist von ihm noch bekannt.

Doch mit diesem Werk hatte er relativen Erfolg: Immerhin noch zwei weitere Auflagen erscheinen, einmal ohne Angabe eines Druckorts, einmal in Hamburg, dort sogar noch im Jahr der Erstveröffentlichung 1590. Die Texte sind teils weitreichend verändert, im Detail jedoch ganz unerforscht.

In Herford selbst hinterließ Lückepott besondere Spuren. Da man den Übeltäter nicht auf dem Kirchenfriedhof begraben wollte, hat man ihn auf einem Abort, „da sonst der Satan zu vorn etzliche Mahl die fürübergehenden in nachtweiliger Zeit ohnehin schon belästigt hatte, verscharrt, ohnjenige Ceremonie, Glocken klanck, Schüler Gesang, allein unter Begleitung der Nachteulen Geschrey“, wie Waterham berichtet.

Dieser Ort ist den Herfordern im Gedächtnis geblieben. 1802 bezeichnet ein Güterverzeichnis der Abtei den nördlich vom Münster hinter der Waltgeri-Kapelle gelegenen Platz als „Lückepott“. Unter Zitierung des Volksmunds berichtet es noch 1843 der Lokalhistoriker Rose so.

Sollte man nicht mit einer Gedenktafel an diesem Ort dauerhaft an den ganzen Vorfall von 1590 erinnern - und wie bereitwillig man seinerzeit Lebensverhältnisse, die sich nicht in das strengstens geordnete christliche Weltbild fügen mochten, in ein ganz und gar unchristliches Abseits zu drängen verstand?

»... verscharrt ohnjenige Ceremonie, Glocken klanck, Schüler Gesang, allein unter Begleitung der Nachteulen Geschrey«

# Auf vier Rädern durch die Pömpel

Der historische HF-Fahrbericht: Verkehrserziehungs-Kettcar von 1966

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

**N**eale macht den Anfang. Sie nimmt Platz im leuchtend roten Schalensitz, Füße auf die Pedale, den Sitz noch etwas vor – und los geht's.

Nach einer Runde mit dem alten Vehikel fällt ihr Urteil freundlich aus: „Erst ging's schwer, dann besser. An die Lenkung muss ich mich gewöhnen.“ Neun Kinder hat Schulleiterin Annelene Schulte am Nachmittag auf dem Schulhof der Grundschule Vlotho-Valdorf zusammengetrommelt. Sie testen heute ein Original-Verkehrserziehungs-Kettcar. Es stammt aus dem Jahr 1966 und gehört Markus Krieger.

Der Valdorfer sammelt Kinderfahrzeuge: Dreiräder, Roller und eben Kettcars. Unser Testobjekt hat er vor Jahren bei ebay „geschossen“ und aus Bremen geholt. Viel zu restaurieren gab es nicht; nur die Stollen der Gummiräder musste er aus dem vollen Material schnitzen („mit dem Cuttermesser“).

Original sind auch die Gebrauchsspuren. Sie zeigen, dass das Fahrzeug so manchen Schulhofeinsatz erlebt hat. Dafür war es gebaut: Ein Rohrrahmen der Kategorie „unkaputtbar“ sicherte ein langes Leben im Dienste der Verkehrserziehung.

Nacheinander probieren Janin, Julius, Aaron, Sophia, Julian, Kim Viviane, Fynn und Lewin aus, wie es sich mit dem gelb-roten Spielgerät fährt. Den Kindern fällt auf: Man muss die Pedale nach vorn und nicht wie beim Fahrrad nach unten drücken. Es ruckelt witzig, wenn man über Steine fährt. Irgendwie ist das wie Autofahren.

Bei einigen geht das Anfahren schwer. Daran ist die Gangschaltung schuld. Die „Duomatic“ wechselt jedes Mal den Gang, wenn die Rücktrittbremse getreten wird. So kommt es, dass der



**Bereit zum Start:** Testfahrer Julian, dahinter sein Team von der Hans-Schwarze-Grundschule Valdorf.

FOTOS: KIEL-STEINKAMP

hohe Gang beim Anfahren eingelegt sein kann – und dann geht es schwer. Diese an sich pfiffige Schaltung war seinerzeit an Fahrrädern verbreitet, aber wegen häufiger Fehlbedienungen nicht dauerhaft beliebt.

In der Zwischenzeit haben die Lehrerinnen Katja Pittelkow und Ute Wehrung den Schulhofparcour aufgebaut. Aus Stangen, Klötzen und Pylonen, also ostwestfälisch „Pömpeln“, sind eine große Acht, Kreisel, Slalomstrecke, Ausweichsituation und eine Anhaltebox entstanden.

Die Kinder wissen Bescheid und stellen sich mit ihren Fahrrädern in die Reihe. Im Sport- und im Sachunterricht sind sie den Parcours oft durchfahren, die Fahrradprüfung kommt. Das Kettcar darf mitfahren; in der Anhaltebox ist Fahrerwechsel.

1962 erblickte das erste Kett-

car das Licht der Kinderwelt. Heinz Kettler, Fabrikant vom Möhnesee, hatte die Idee aus Amerika mitgebracht.

Anfangs noch mit zwei Pleuelstangen und einer Kurbelwelle als Hinterachse ausgerüstet, bekam das Spielzeug 1965 Kettenantrieb wie beim Fahrrad. Seither hat es viele Varianten gegeben, mit Kippmulde, Geländereifen, Siebengangschaltung. In diesem Jahr baut Kettler die rasanten Typen „Imola Air“ und „Sao Paulo“, als Jubiläumrenner zum 50sten. Die Gesamtstückzahl hat die Grenze von 15 Millionen überschritten. Nur das seit 1972 produzierte „Bobbycar“ der Firma BIG ist mit 17 Mio. Stück noch erfolgreicher.

Verkehrserziehungs-Kettcars waren beim Straßenverkehrsamt in Kirchlengern stationiert. Zwei LKW-Anhänger mit je

zehn Kettcars, zehn Fahrrädern, Lichtzeichenanlage und Kreidewagen standen parat, bis der LKW von der Kreisfeuerwehrezentrale kam und eine Schule nach der andern abfuhr.

An Ort und Stelle übernahmen Polizisten das Training: Im simulierten Verkehr mussten die Schulkinder Regeln zum Überleben lernen – Handzeichen geben, rechts vor links, rotgelbgrün, Fahrschule für Kinder. Klaus-Ulrich Pustlauk, seinerzeit im Straßenverkehrsamt für die Verkehrserziehung zuständig, war selbst viel damit unterwegs: Beim Sommerfest vom Ortsverein, auf Schul- und Stadtfesten waren Kettcars und das ganze Drumherum beliebt.

Ende der 1980er Jahre klang die Begeisterung ab, die Kettcars standen still. Ein Anhängerinhalt wurde an das Johannes-

Falk-Haus verschenkt, der andere auf dem Dreyener Bauhof abgestellt, aus, vorbei.

Heute trainieren die Kinder ihre Geschicklichkeit mit dem Fahrrad: Gleichgewicht, langsam und einhändig fahren. Bewegungsarmut sei das Hauptproblem heute, sagen die drei Pädagoginnen unisono, „dagegen müssen wir an.“

Mit dem vierrädrigen Gefährt haben die Kinder inzwischen ihre Erfahrungen gemacht. Der Wendekreis ist den Testfahrern in Fleisch und Blut übergegangen, das Augenmaß geschult. Es fallen bei weitem nicht mehr so viele Pömpel um wie anfangs.

Und die Valdorfer Kinder haben ihren Spaß. „Stundenlang“ würden sie noch weitermachen, wenn man sie ließe, sagt Chefin Schulte. Kettcarfahren hilft gegen Bewegungsarmut.

## Technische Daten

Verkehrserziehungskettcar  
Vierrädriges Kinderfahrzeug  
mit Trekkurbelantrieb  
Hersteller: Kettler & Co., Ense  
Baujahr: 1966  
Länge: 1,49 m  
Breite: 0,80 m  
Höhe: 0,65 m  
Radstand: 0,87 m  
Gewicht: ca. 30 kg  
Vollgummireifen, Achsschenkelenkung  
Getriebe: Duomatic- Zweigang-  
nabenschaltung mit Freilauf-  
Bremsen: Rücktritt, Handhebel  
Lenker und Sitz verstellbar



**Saubere Arbeit:** Die Vollgummistollen sind handgeschnitzt.



**Von Shell gestiftet:** 1978 probierten Engers Grundschüler im Beisein von politischer Prominenz als erste die neue Kettcarflotte des Straßenverkehrsamts aus.

FOTO: SAMMLUNG PUSTLAUK

# Aus Margaretes Fotoalbum

*Heiß geliebt, sehnsüchtig erinnert: Grete Flachmanns Leben in der Villa Schillerstraße 5*

VON CHRISTOPH LAUE

**D**as Haus stand an der Schillerstraße, der Garten grenzte direkt an der Aa. Grete Flachmann wuchs hier auf. Ihre Erinnerungen öffnen ein Fenster in eine umsorgte bürgerliche Kindheit in der aufstrebenden Stadt.

Wie hat sie das Haus geliebt: „Hier auf dem Balkon glänzte Mutter als Schützenkönigin und nahm den Fackelzug ab und Vater redete zum Schützenvolk; in der Veranda, offen, haben wir an warmen Sommertagen gesessen, unser Vater besonders gern Sonntagsmorgens. Die Kastanie vorm Haus fiel später dem Verkehr zum Opfer. In den schmiedeeisernen Verzierungen der Haustürfenster steht A.F.“

A.F. sind die Initialen des Schokoladenfabrikanten August Flachmann. Der heiratete 1875 von Bankier Siekmann gebaute Villa gekauft. Sieben seiner acht Kinder wurden hier geboren, Margarete war eines davon und berichtet in einem Fotoalbum über das Leben dort: „Mutter steht zwischen den hochstämmigen Rosen und Rhededen, das Haus war mit Wein bewachsen. Vorn zur Straße stand ein Paradiesapfelbaum, ein wunderschöner Tulpenbaum erfreute uns im Frühjahr, herrlich aus dem Schlafzimmer in die Blüte zu schauen. Allerdings mussten Hilde und Grete nachher, wenn er ausgeblüht hatte, oftmals mit Körbchen die schlechten Blütenblätter aufsammeln und auch Butterblumen ausstechen.“

Die Flachmanns gehörten zur industriellen Elite Herfords, waren gesellschaftlich etabliert. Man hatte Hauspersonal, einen ständig beschäftigten Gärtner und pflegte Verbindungen zu den anderen wohlhabenden Familien: Möbelfabrikant Rudolf Kopka war Augusts Trauzeuge bei der Hochzeit mit Marie



**Beliebter Besucher:** Onkel August war der „Klumpchenonkel“, immer mit Bonbons für Gretes Kinder in der Tasche.



**Sommerwonne 1931:** Die Berichterstatterin Margarete Fischer (geb. Flachmann l.) mit ihrer Familie und Verwandten.



**Beerenpflücken:** „An der Mauer hatten wir viele Stachel- und Johannisbeeren, ein Eldorado für alle Vettern.“ Grete steht in der Mitte.



**Unser Ufer:** „August liegt im Gras. Wie viele schöne Stunden haben wir auf der Wiese am Wasser verbracht.“ Hinten links die Villa Kopka.

1883. Sein Bruder Ferdinand baute später die Villa in Flachmanns Garten an der Augustastraße. Gretes ältere Schwester Lisbeth heiratete in die Engerner Familie Osterwald. Nachbarn und Freunde der Familie waren die Quentins (Herfords Oberbürgermeister) und die Textilfabrikanten Pilgrim (Kurfürstenstraße), Fischers (Hämelingstraße) und Linkmeyers (Färberei an der Bleiche).

Grete erinnert sich: „Es stand ein „Springbrunnen im Vorder-

garten auf dem Rasen, ganz von Efeu umwachsen, für uns Kinder ein beliebter Spielplatz, mich erschreckten zwar oft die Frösche dort. Im Hintergrund ein Beet mit hochstämmigen Rosen, dessen Duft mit blühenden Rhededen und Levkojen darunter vermischt den ganzen Sommerzauber in einem aufsteigen lässt.“

Im hinteren Grundstück stand ein Hühnerhaus, 1895 in erbaut in tempelartiger Form: „Wir hatten immer Hühner, En-

ten und Tauben, überall, auch hier Nistkästen für Vögel, besonders Stare. Für uns Kinder war es immer interessant und reizvoll, die Leiter im Hühnerhaus raufzuklettern, oben war immer eine warme eigenartige Luft bei den Tauben. Schön war es, wenn eine Glucke im Frühjahr brütet und wir täglich mit Vater voller Erwartung nachschauten, ob wohl schon Küken da waren. Über die Aa (wir sagten „Werre“) beim Ahornbaum ging eine alte Holzbrücke in den

großen Obst- und Gemüsegarten (später an Kopka verkauft). Am Ufer war ein Spülbrett, wo die Mädchen unsere große Wäsche spülten.“

Margarete verliert ihren Vater 1918. 1931, bald nach dem Tod der Mutter, zieht sie mit ihrem Mann Edgar Fischer, Besitzer von Viemann&Fischer, und ihren vier Kindern selbst ein.

Im Krieg wird die Villa durch Bomben beschädigt. Bis Mitte der 1950er Jahre lebt die Familie noch dort, 1965 wird es abgerissen. Ende der 1960er Jahre entsteht dort ein Betonbau, zunächst für Büros, einen Laden und ein China-Restaurant.

Margaretes Welt, ihr Bild vom Leben in der Stadt, ist verloren gegangen. Lebendig bleibt sie in dem Album, das jetzt im Kommunalarchiv liegt: „An warmen Sommerabenden konnten wir uns nicht trennen, wir schwärmten und schwelgten in Frühlings- und Sommerwonne und Mutter musste immer mahnender rufen, wenn es zur Nacht ging. Ich ging oft beim Mondschein hinter die Büsche und sang Volks- und Liebeslieder mit warmem Herzen.“



**Villa Flachmann:** Als die Familie 1886 einzog, sah das Haus von der Kurfürstenstraße so aus.

FOTOS (5): KOMMUNALARCHIV



**Schillerstraße 5 heute:** Nach dem Abriss der Villa entstand vor über 40 Jahren dieser moderne Geschäftsbau.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

## Keine Angst vor Plattdeutsch

Wilhelm Fredemann, Bauernsohn und Lehrer aus Neuenkirchen, hat in seiner Muttersprache zu Papier gebracht, was ihm zum Stichwort „heftiges Sommergewitter“ in den Sinn gekommen ist. Tipp: Wer im Plattdeutschen (noch) nicht zuhause ist, sollte laut lesen. Das macht mehr Spaß.

Gewitter

Ut den Dunst,  
in den de Sunne  
sik verlüs,  
stigg et up,  
balkenschwart.  
No duket sik,  
ein wildet Tier,  
dat murrut un knurrut  
un de Tiäne  
waonig bleeket.

Nu sprink et  
donnerbrüllend vo  
un schleiht die Pranken  
in de schwiäwelgiälen  
Wolkenturm,  
ut sienen Tacken  
Blitz un Hagelschlossen  
int riepe Korn  
to kliärdern.

Minsken un Getier  
söket flüchtend Schur,  
sik Kopp bi Kopp  
un Bost an Bost  
to biärgen.  
De Bäume beuget  
sik in'n Sturm  
un biewet  
bis int Mark.

De Eern biewet nich:  
Döstig drinkt  
se Siägen  
fo Baum un junge Saot,  
fo Tier- un  
Minskenkinner  
ut de Floot  
van Riägen.

Plattdeutsch-Vokabeltrainer  
verlüs           verliert  
Tiäne           Zähne  
waonig           wütend  
schwiäwelgiäl   schwefel-  
gelb  
Tacken           Zacken  
riep           reif  
kliärdern       prasseln  
Schur           Schutzdach  
Eern           Erde

**HF** Magazin  
Impressum

Herausgegeben vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt, F.M. Kiel-Steinkamp), verantw. für Redaktion H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J. Appelt, Bielefeld; Herstellung J.D.Küster Nachf. GmbH & Co KG, Bielefeld.

# Der Rotkopfwürger von Valdorf

Vogelfreunde entdecken den Mittelmeer-Vogel auf der Saalegge



**Rotbrauner Kopf, weiße Streifen:** Hurra, ein Rotkopfwürger, am 20. Mai in Valdorf fotografiert.

FOTO: PAULINE KLEYMANN

VON ECKHARD MÖLLER

Eigentlich wollten sie nach Neuntöttern schauen. Als Dieter Marten und Timo Schubert am späten Nachmittag des 20. Mai mit ihren Ferngläsern auf dem Wiesenhang an der Valdorfer Saalegge Büsche und Zäune nach diesen Zugvögeln absuchten, fiel ihnen auf einem Draht ein merkwürdig aussehender Vogel auf: Er hatte einen auffallend rotbraunen Kopf und ebenso auffallende weiße Streifen auf den Schultern.

Ganz offenbar wartete er auf eine Insekten-Beute.

Den beiden Vlothoer Vogelschützern schoss Adrenalin in den Kopf: Das kann doch nur ein Rotkopfwürger sein. Also vorsichtig näher ran, um noch mehr Details erkennen zu können.

Der Vogel blieb sitzen. Es war tatsächlich ein Rotkopfwürger, den die Ornithologen sonst nur im Mittelmeerraum bestaunen können.

Eilige Telefonate alarmierten weitere Beobachter, die nach kurzer Zeit an der Saalegge eintrafen. Spektive und Kameras wurden aufgestellt, eine Serie von Fotos dokumentierte alle Einzelheiten.

Begeistertes Abklatschen und Jubelrufe wie an dem Abend hatte die Wiese dort sicher noch nicht erlebt.

Um halb neun Uhr war der Vogel noch zu sehen; eine halbe Stunde später wurde er nicht wiedergefunden, auch an den folgenden Tagen nicht.

Es war erst der zweite Rotkopfwürger, der im Kreis Herford beobachtet worden war. Den ersten fand im Spätsommer 1946 (!) in Dünne der junge Rolf Lach-

ner (1928-2001), der später dort Arzt wurde und viele Jahrzehnte als Ornithologe und Naturschützer in der Region bekannt war.

Rotkopfwürger brüten in Deutschland nur noch an wenigen Stellen – mit einem Bestand von wahrscheinlich unter 10 Paaren, ausnahmslos im äußersten Süden.

Sie sind also eindeutig „Sonnenkinder“, deren Verbreitungsgebiet rings um das Mittelmeer Südeuropa, Vorderasien und Nordafrika umfasst. Den Winter verbringen die europäischen Vögel im tropischen Afrika.

Die Geschichte der Rotkopfwürger in Westfalen ist nicht leicht zu deuten: Im 19. Jahrhundert zum Beispiel brüteten sie im damaligen Fürstentum Lippe. Dann verschwanden sie für Jahrzehnte.

Aus den 1920er und 1930er Jahren gibt es eine ganze Reihe

Berichte über Paare und sogar Jungvögel. Der letzte Brutnachweis in Westfalen erfolgte vor 76 Jahren, nämlich 1936 bei Marl (Kreis Recklinghausen).

Seitdem wurden nur noch Einzelvögel beobachtet, und das auch meist nur in mehrjährigem Abstand. In Ostwestfalen wurde der letzte Rotkopfwürger im Juni 1983 in Hartum bei Minden gesehen.

Schwer zu erklären ist, dass die Rotkopfwürger bisher offenbar noch nicht zu den „Gewinnern“ der angelaufenen Klimaerwärmung zählen.

Vielleicht ist dann erst in Zukunft damit zu rechnen, dass ihre Bestände sich nach Norden ausbreiten und die Beobachter in Ostwestfalen öfter in den Genuss kommen werden, einen Rotschopf vor sich auf dem Zaun zu sehen. Die Freude wird groß sein.

## Wenn der Schilfrohrsänger im Füllenbruch singt

Vogelfreunde machen immer wieder überraschende Entdeckungen

Aufregende Wochen liegen hinter den heimischen Vogelkundlern. Von überall her im Kreisgebiet gab es Nachrichten von ungewöhnlichen und seltenen Beobachtungen, und es war nicht leicht, da Schritt zu halten.

Am 5. Mai beim Birdrace 2012 konnte das Team der ‚Herford Birders‘ in Oberbehme eine Doppelschnepfe finden, die wie eine bulligere Ausgabe einer Bekassine aussieht. Doppelschnepfen brüten vom östlichen Polen an bis weit nach Sibirien und Nord-Skandinavien und wer-

den nur sehr selten in Westfalen entdeckt. Es war erst der zweite Nachweis im Kreis Herford; die erste sah der Löhner Ornithologe Erich Horstkotte am 26. November 1970 am Fichtensee.

Über zwei Wochen lang hatte im Mai im Füllenbruch nahe Herford ein Schilfrohrsänger ein Revier besetzt und sang volles Programm. Der deutsche Name ist nicht so ganz passend für die Art, denn in den Schilfbeständen müssen Weidenbüsche wachsen, sonst würde dort keiner singen. Ein Schilfrohrsän-

ger-Revier hat es im Kreisgebiet noch nie gegeben, bisher zogen immer nur Individuen durch.

An drei Stellen in der Elseaue westlich von Bünde riefen wochenlang im Mai Wachtelkönige, die so gut wie nie ins Offene kommen, sondern immer im hohen Wiesengras verborgen bleiben. Ihre Rufe klingen so, als würde man einen Daumnagel über die Zinken einen Kamms streichen, daher auch ihr wissenschaftlicher Name *Crex crex*.

Ganz nahe am nördlichen

Stadtrand von Herford hat in diesem Frühjahr ein Paar Kolkkraben erfolgreich gebrütet: Die Altvögel streiften mit ihrem Nachwuchs tagelang um den Homberg. Kolkkraben brüten seit wenigen Jahren wieder im Kreisgebiet; vorher hatten die Menschen sie gnadenlos verfolgt.

Am 7. Mai konnte Alexander Weber in den Hunnebrocker Wiesen eine Sumpfohreule bei der Jagd beobachten. Von dieser seltenen Eule gibt es weniger als 10 Nachweise im Kreisgebiet.

Eckhard Möller

# Der Friedhof als Bühne

Stefanie Huss und Matthias Kölling wirken bei einem Theaterprojekt des Kreisheimatvereins mit

VON MONIKA GUIST

Mitten in der Herforder Innenstadt an einer belebten Straße liegt eine Oase der Ruhe: Der Stadtfriedhof Hermannstraße. Als der im frühen 19. Jahrhundert angelegte Friedhof an der Aa am Eisgraben belegt war, eröffnete die Stadt ihn 1873 zwischen der Hermannstraße und der Lippischen Bahn. Im Mittelpunkt der quadratischen Anlage mit den schnurgeraden Alleewegen steht ein Hochkreuz, um das sich acht prestigeträchtige Erbbegräbnisse gruppieren.

Auch dieser Friedhof wurde bald zu eng und mehrmals erweitert. Damit lockerte sich die strenge quadratische Ordnung. 1891 kam am Eingang eine Kapelle im neugotischen Stil hinzu.

Stefanie Huss und Matthias Kölling haben sich bewusst für eine Arbeit zwischen Grabmalen entschieden. Matthias Kölling ist in den Betrieb der Friedhofsgärtnerei an der Friedhofstraße hineingewachsen.

Sein Großvater Heinrich kaufte 1933 eine der damals zwei Friedhofsgärtnereien. Sein Vater übernahm den Betrieb 1956 und bezog den 1966 geborenen Matthias stets mit ein. Es war das Selbstverständlichste der Welt, dass er ihn weiterführte: „Ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht.“ Heute wiederum geht sein Sohn Daniel gerne mit ihm über die Friedhöfe.

Mattias Kölling beschäftigt gemeinsam mit seiner Frau in der inzwischen einzigen Gärtnerei an der Friedhofstraße vier Mitarbeiter. Im Auftrag der Stadt Herford und der Jüdischen Gemeinde pflegt er auch den nahe gelegenen Jüdischen Friedhof. Das Engagement in friedhofsnahen Vereinen ist für ihn selbstverständlich.

Seine wichtigste Mitarbeiterin ist seit 2004 Stefanie Huss. Sie ist für die Pflege und Bepflanzung zuständig, kümmert sich aber auch um Neuanlagen und Landschaftsgärtnerei.

„Ich habe am Friedhof Ewiger Frieden gelernt und dort lange gearbeitet. Für mich sind der Friedhof an der Hermannstraße, am Eisgraben und der jüdische Friedhof ein Ensemble. Ich arbeite hier mit Leib und Seele, weil man Teil dieses Friedhofs ist. Und die Menschen, die hierher kommen, sind für mich mittlerweile Familie“, erzählt die zupackende Frau.

Friedhofsgärtnerei ist nicht nur Knochenarbeit, sondern auch mit Stress verbunden:



Sivekes Erbbegräbnis: Stefanie Huss und Matthias Kölling vor dem für sie eindrucksvollsten Monument des Friedhofs.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

„Hier gibt es viele Sturmzeiten. Nicht nur wenn gepflanzt wird, sondern auch zu Ostern, Eisheiligen, Pfingsten, Totensonntag. Da muss alles fertig sein, egal, was für ein Wetter ist.“

Doch in den ruhigen Wintermonaten bleibt Zeit für das „Über-den Tellerrand-Gucken“

fern. Irgendwann möchte ich alle Texte vollständig beisammen haben“, verrät sie.

Matthias Kölling ist eher der Landschaftsgärtner, der sich gerne den historischen Wandel des Friedhofs vergegenwärtigt. Als kleiner Junge hat er den alten Friedhof als Spielwiese genutzt.

Parkanlage. Wenn heute ein Grabstein wackelt, dann wird er hingelegt und es wird neu eingesetzt, so dass die Grünflächen immer größer werden. Dies erleichtert die Pflege des Friedhofs und macht sie kostengünstiger.“

In den 1970er Jahren sollte der Friedhof geschlossen wer-

Seiner Kollegin ist wichtig hinzuzufügen, dass ihn vor allem sein unverwechselbarer Charme so beliebt macht. Auch im Umgang mit dem täglich erlebten Tod sind die beiden ein guter Ausgleich der Gegensätze. „Ich sehe das nicht sentimental. Trauer ist das Leid der Hinterbliebenen. Für mich stehen mehr die Toten selbst im Vordergrund. Überhaupt wünsche ich mir, dass die Toten mehr bedacht werden. In großen Traueranzeigen präsentieren sich die Hinterbliebenen selber, statt dem Toten etwas Schönes mitzugeben. Beispielsweise Blumenkränze und Pflanzungen ohne Worte, nur für ihn gedacht und gemacht.“

Deshalb ist es ihm wichtig, alte Menschen nach ihren Lieblingsblumen und -farben zu fragen. „Ich trage das in Listen ein und nach deren Tod achte ich auf die Erfüllung der Wünsche.“

Stefanie Huss und Mathias Kölling sind sich einig, dass das Geltungsbedürfnis der Hinterbliebenen oftmals zu teure Grabsteine und üppige Blumenkränze nach sich ziehen. Stefanie Huss lebt jedoch die Trauer der Familien mit: „Und wenn ich einen alten Menschen gekannt habe, dessen Grab ich nun herrichte, möchte ich ihm etwas Gutes tun, ihm die letzte Ehre erweisen.“

## »Wenn ich einen alten Menschen gekannt habe, dessen Grab ich nun herrichte, möchte ich ihm etwas Gutes tun«

auf anderen Friedhöfen nah und fern. Stefanie Huss hat genügend Muße, sich um ihre Friedhofsforschung zu kümmern.

Im Sommer pauscht sie die schlecht leserlichen Steine auf dem Jüdischen Friedhof und dem alten Friedhof ab. „Ich gebe sie in den Computer ein, damit sie für uns erhalten bleiben. Ich habe mir hebräische Wörterbücher geholt, um sie mal zu entzif-

Zusammen mit den Nachbarkindern baute er Buden auf dem Friedhof und nutzte die Rodelbahn zum Aa-Wiesenspark hin, die damals nicht bepflanzt war.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Friedhof stark verkommen. Mein Vater rodete viel Strauchwerk und einige Bäume und säte mehrere Flächen ein“, erläutert er. „Allmählich wurde der alte Teil des Friedhofs eine

den, um den großen Friedhof „Ewiger Frieden“ besser auszulasten. Auch der Bau einer Urnenwand zur Hermannstraße hin wurde geplant, allerdings nie verwirklicht.

„Unser Friedhof ist heute sehr beliebt und wird besser denn je genutzt. Er ist nämlich stadtnah und ebenerdig im Gegensatz zum hügeligen Hauptfriedhof“, erklärt der Gärtner.

### INFO

#### Leben und Tod

◆ Die Friedhofsgärtner sind Teil eines vom Kreisheimatverein organisierten „Community-Acts“, einem Theaterstück mit Laien und Profis über Leben und Tod auf dem Friedhof. ◆ „Ich kann nicht singen, nicht schauspielern, ich bin Realist durch und durch“, gesteht Stefanie Huss. „Bei diesem Projekt

muss ich mich stark überwinden. Aber ich singe und mache alles mit. Es ist spannend zu sehen, wie sich etwas entwickelt“. ◆ Matthias Kölling ergeht es ähnlich. „Für mich hat es etwas

Experimentelles und ich entdecke viele positive Aspekte für meine Arbeit.“

◆ Aufgeführt wird das Stück am 9. September in den Abendstunden: Das Publikum folgt der Theatergruppe auf ihrem Weg zu Grabmalern und deren Geschichten. Infos: [www.kreisheimatverein.de](http://www.kreisheimatverein.de)

# Gustav Kopka geht in die Strafanstalt

Der Pionier der Serienmöbelfertigung lässt im Gefängnis arbeiten – und gerät dadurch in Schwierigkeiten

VON CHRISTOPH LAUE

Seine unternehmerische Karriere startete er 1859 als Kaufmann, Färbereibesitzer und Händler von Stoffen. Er war Agent für die „Gladbacher Feuerversicherungs-Actiengesellschaft“ und verkaufte Spiegel und Polsterwaren: Gustav Kopka, Ahnherr der westfälischen Serienmöbelfertigung, hatte viele Ideen. Einmal suchte er auch die Zusammenarbeit mit dem Gefängnis.

1863 war der Sohn des Stadtkämmerers (siehe HF Nr. 80) in den Handel mit Möbeln eingestiegen. Er spürte den Wunsch der Kunden nach preisgünstigen Möbeln, was ihn auf die Idee brachte, eine eigene Produktionsstätte einzurichten.

Kopka ließ als erster im Raum Herford mit Hilfe neuer Arbeitsmethoden, Maschinen und günstigen Materialien Serienmöbel, unter anderem für die Industrie- und Arbeiter-schaft im Ruhrgebiet, herstellen. 1872 stattete er seine Fabrik mit einer Dampfmaschine aus, die den maschinellen Serienbetrieb ermöglichte. Er trennte als erster kaufmännische und technische Leitung, was in der Möbelbranche erst nach 1900 üblich wurde. Für die praktische Umsetzung seiner Pläne stellte er Fachpersonal ein.

Einzelne Aufträge ließ er außerhalb seiner Fabrik von Herforder Tischlermeistern ausführen. Von 1870 bis 1873 setzt er, wie Christina Pohl herausfand, zusätzlich Insassen des Herforder Gefängnisses als Arbeitskräfte ein. Das befand sich damals am Ort der heutigen Wilhelm-Oberhaus-Schule am Wilhelmplatz.

Strafanstaltsdirektor Strosser greift Kopkas Idee sofort auf. Diese Arbeit, so schreibt er 1870, werde den Gefangenen gewiss „große Erleichterung zu ihrem späteren Fortkommen“ verschaffen. Zugleich sieht er einen „viel höheren Ertrag für die Staatskasse als bei sämtlichen



**Steckt voller Ideen:** Gustav Kopka (1832-1881) wendet sich an die Herforder Strafanstalt.

FOTO: PRIVAT



**Aufgeschlossen:** Der Leiter der Strafanstalt, Strosser, sieht die Vorteile der Zusammenarbeit.

übrigen Arbeitenzweigen“ voraus und bestätigt auch Kopkas „Solidität“. Man schließt einen Fünfjahresvertrag ab.

Durch den Krieg 1870/71 kommt es bei Kopka allerdings zu Produktionsstockungen. Er müsse zehn „Privatarbeiter“ entlassen und auch auf einen Teil der Gefangenen verzichten, schreibt der Unternehmer. Acht Gefangene aber, „theils gelernte, theils von meinem Werkmeister mit vieler Mühe und Verlusten ausgebildete“, will er weiter beschäftigen. Sie führen einfache Tischler- und Bauarbeiten sowie Reparaturen durch.

Doch 1873 ist Schluss. Die Strafanstalt wird bei einem Brand vollständig zerstört und der Betrieb der dortigen Tischle-

rei eingestellt. Kopka, der dadurch neun Mitarbeiter verliert, bekommt Probleme und wendet sich an die königliche Regierung in Minden – mit einem Antrag auf „Schadenersatz“.

„Durch die „totale Einäscherung der Strafanstalt ist mir ein enormer Nachtheil entstanden, den ich um so schmerzlicher empfinde, als meine pekuniäre Lage derartige Verluste nicht tragen kann.“

Ausführlich schildert er seine Situation: „Im verflorenen Jahre war ich gezwungen, um das Geschäft rentabel zu machen, einige Dampfschneidemaschinen etc. mit Fabrikgebäuden anzulegen, die Maschinen sind auf 25 – 30 Tischler berechnet, der Fabrikraum jedoch nur

auf 15, da mir durchschnittlich 10 – 15 Gefangene zu beschäftigen in Aussicht gestellt waren.“

Er habe sich daher auf die Zusammenarbeit aus dem Gefängnis verlassen, „da trat der Brand ein und mit ihm ein schwerer Schlag für mich.“ Nun müsse er die bisher im Gefängnis geleisteten Arbeiten durch teurere Arbeiter und neue Investitionen in Gebäude ausgleichen.

„Wenn auch, wie bekannt, ein freier Arbeiter bedeutend mehr leistet und sauberer arbeitet, wie ein Gefangener, so konnte ich doch durch die Ersparnis so ziemlich der Concurrenz die Spitze bieten“, argumentiert er. Durch die nun teure Produktion könne es zur „Infragestellung des Fortbetriebs“ seines Ge-

schäftes kommen. Daher endet Kopka mit der Bitte um „Ersatz des Schadens wenigstens am Arbeitslohn“ in Höhe von 4104 Reichstalern.

Der Antrag wird allerdings zurückgewiesen. „Der Herr Minister“ (in Berlin), schreibt die Regierung in Minden, lehne von vornherein die Ersetzung eines Schadens an die Unternehmer der abgebrannten Anstalt in jeder Beziehung ab.“

Kopka muss sich anders helfen. Er tut es. Damit beginnt der Aufstieg seines Unternehmens Kopka, der 60 Jahre anhält und erst durch die allgemeine Wirtschaftskrise ab 1930 gestoppt wird.

1933 geht das Unternehmen in Konkurs.



**Kopkas Keimzelle:** Das älteste Foto von der Möbelfabrik an der Hämelingstraße entstand 1880.

FOTO: PRIVAT



**130 Jahre später:** Aus der Möbelfabrik wurde eine Druckerei (Vactew), heute ist hier ein Second-Hand-Laden.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

## INFO

### Die Ausstellung

◆ Die Ausstellung „Gustav Kopka - Die Anfänge der Serienmöbelindustrie im Raum Herford 1861 – 1952“ des Vereins für Herforder Geschichte e.V. ist noch bis zum 20. Juni zu deren Öffnungszeiten in der Hauptstelle der Sparkasse Herford, Auf der Freiheit 20, Herford zu sehen. Danach wird sie an anderen Orten gezeigt.